

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Ernst, Paul: Der Blinde

urn:nbn:de:bsz:31-62031

die Pfißigkeit seines Gegners. Und um den Seinen zu zeigen, welche Behandlung einem so braven Mann wie diesem Hans Warsch gebühre, lud Cordova ihn für den andern Tag an seine Tafel. Der Retter seiner Vaterstadt wußte durch Wis und natürlichen Verstand die Zuneigung des Branden sich noch mehr zu erobern, so daß der Feldherr ihn als seinen Gast immer wieder zu sehen wünschte, bis ihm eines Tages über dem Warten auf Hans beinahe die Suppe kalt geworden wäre. Doch dann erschien der Wadere, ein Sträußchen am Hut und wegen des Ausbleibens sich entschuldigend.

„Mir harwe morgte Kindtaaf, Durchlaucht! Un wann ich Ihne bitte derst —“

Frau Brigitte hatte einen Buben zur Welt gebracht.

Gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts lebte in einem Dorf ein armer Korbslechter, ein Witwer, mit seinen beiden erwachsenen Töchtern. Die Mädchen waren sehr schön gewesen; in einer Pockenepidemie erkrankte die ältere, welche Marie hieß; sie wurde wieder gesund, aber ihr Gesicht war mit Narben bedeckt und hatte alle Farbe verloren, die Augen waren glanzlos; von aller Schönheit war nur das wundervolle kastanienbraune Haar geblieben, das ihr bis an die Kniehelen ging, wenn sie es kämmte, und auch ihre schöne Stimme hatte sich nicht verändert. Die jüngere, Elise, hatte ihre Schönheit behalten.

Das Häuschen des Korbmachers war das letzte im Dorf. An einem Abend klopfte ein fremder junger Mann und bat um ein Nachtlager. Er erzählte, daß er seit einem Jahr erblindet sei und nun sein Handwerk — er war Schlosser — nicht mehr ausüben könne. Da seine Eltern arm seien, so dürfe er ihnen nicht zur Last fallen, und so sei er nun seit langer Zeit auf der Wanderschaft, um zu suchen, ob er nicht irgendwo eine Beschäftigung finde, für die man einen Blinden gebrauchen könne. Er habe bereits in anderen

So kam der spanische Feldherr Fürst Cordova denn am andern Tag mit seinem Gefolge zu dem Oggersheimer Schafhirten, um bei seinem Erstgeborenen Gevatter zu stehen. Er hatte erlaubt, daß für die Taufhandlung der Frankentaler Pfarrer durch die Linien geleitet wurde. Neben dem Taufbecken, über das der Spanier den Säugling hielt, stand als Patengabe ein silberner Becher, gefüllt mit Gold-Doublonen. Cordova, später Generalgouverneur von Mailand, hat am Ergehen seines Patenkindes stets Anteil genommen, und als die Oggersheimer den Sohn des Schafhirten später zum Bürgermeister machten, soll er gesagt haben: „Wenn er vom Vater, der im Kapitulieren mich zu besiegen verstand, die Klugheit geerbt hat, haben sie keine schlechte Wahl getroffen!“

Paul Ernst / Der Blinde

Häusern um ein Nachtlager angesprochen, sei aber überall abgewiesen.

Der Vater verlangte dem bescheiden und anständig wartenden Jüngling seine Ausweispapiere ab, setzte sich die Brille auf und studierte sie am flackernden Kienspan. Die Angaben waren richtig. Marien tat der schöne, schlank gewachsene Mann leid, und sie sah den Vater bitzend an; der sagte: „Wir sind die Letzten im Dorf, so müssen wir Euch wohl beherbergen. Ihr schlaft aber in der Scheune, wir haben keinen anderen Raum.“ Der junge Mann dankte herzlich und legte seinen Ranzen ab. Das Abendessen war schon bereitet: für jeden eine Satte saure Milch und ein derber Schnitt Schwarzbrot. Marie holte für den Gast noch eine Satte, schnitt ihm Brot ab und geleitete ihn, der sich in der Nähe der Tür auf die Bank gesetzt hatte, zu seinem Platz. Dann sprach der alte Korbmacher das Gebet, und es wurde gegessen. Nach dem Essen räumten die beiden Mädchen ab, holten ihre Spinnräder vor und begannen zu spinnen. Der Fremde erzählte von seiner Wanderschaft, von Menschen, welche er getroffen, auch von seinem früheren Handwerk. Marie hörte bald mit spinnen auf

und sah in das belebte, geistvolle Gesicht des Jünglings, indem sie seinen verständigen Reden lauschte. Gegen halb neun befahl der Vater allen, zu Bette zu gehen. Er begleitete selber den Blinden zur Scheune, machte noch den Rundgang durchs Haus, sah nach, ob das Herdfeuer ausgelöscht war, schloß die Türen zu und ging dann in seine Kammer. Die beiden



Seine größte Freude war, wenn sie ihr Haar auflöste, und er durste es streicheln.

Mädchen hatten ihm schon vorher gute Nacht gesagt.

Am andern Morgen sprach er zu dem Blinden, er habe sich in der Nacht überlegt, weil er jetzt viel wach liege, daß er vielleicht ein Unterkommen für ihn wisse. Er könne das Korbflechten bei ihm lernen und könne bleiben, so lange er wolle. In der Stadt sei mit einem Male durch irgendeine Mode eine größere Nachfrage nach Körben, und er könne deshalb einen Gehilfen einstellen. Das Flechten sei eine Arbeit, welche Blinde bewältigen können; und da er noch jung sei und wahrscheinlich noch geschmeidige Finger habe, so könne er bald die feine Arbeit übernehmen, die bei ihm jetzt nicht mehr recht vorwärts wolle. Der Fremde sagte mit

vielem Dank ja. Marie wurde über das ganze Gesicht vor Freude rot, und auch Elise freute sich, daß ein neuer Mensch in ihre Einsamkeit kam.

So blieb denn der junge Mann bei der Familie. In sehr kurzer Zeit hatte er die Handgriffe gelernt, und nach einigen Wochen schon konnte ihm der Alte einen kleinen Lohn auszahlen. Etwa ein Jahr lebten die Leute dergestalt zusammen. Marie hatte sich immer mehr mit dem Gehilfen angefreundet, und die beiden hatten schon darüber gesprochen, wie es möglich wäre, daß sie sich heiraten könnten. Der Mann meinte, einen Blinden könne doch kein Mädchen lieben. Sie antwortete: „Wenn einer ein ordentlicher Mensch ist und man hat ihn einmal gern, so sieht man darüber fort.“ Er stellte sie sich als sehr schön vor, indem er sich nach ihrer Stimme und ihren Haaren ein Bild machte, und sprach oft von ihren Augen und ihrer Hautfarbe, und seine größte Freude war, wenn sie ihr Haar auflöste, und er durste es streicheln. Dann sagte er: „Die Stimme und das Haar sind deine einzige Schönheit, die ich kenne.“ Sie sagte nichts gegen seine Vorstellungen und scherzte nur; aber sie mußte sich bei diesem Scherzen oft zwingen, daß sie nicht in Tränen ausbrach. Der Vater bemerkte die Vertraulichkeit der beiden; er nahm seine Tochter mit auf das Feld hinaus und sprach mit ihr, daß der junge Mann ja ein gutes Wesen habe, aus einer ordentlichen Familie sei und tüchtig arbeiten könne; aber was wolle sie denn mit einem Krüppel anfangen! Die Jugend vergeht und die erste Liebe kann nicht bleiben. Da hätte sie dann einen blinden Mann, und wenn dann die Kinder kämen, so wäre Sorge und Not da. Das verständige Mädchen sah das ein und sprach, daß sie beide das wüßten und sich gesagt hätten, daß sie nicht heiraten könnten, denn sie wollten kein Bettelvolk werden und fremden Leuten zur Last fallen. Aber manches Mal, wenn die Dämmerstunde sei, dann wollten sie das alles vergessen und wollten sich vorstellen, das Unglück sei nicht da. Und sie selber wisse ja auch von sich, daß sie eine Häßliche, wie sie sei, kein Mann

heiraten möge. Nur der Blinde habe sich in sie verliebt, weil er eben ihr Gesicht nicht sehen könne. Dabei weinte sie, und der Vater tröstete sie und sagte: „Ehestand ist Webestand; heiraten ist gut, nicht heiraten ist besser. Jetzt bist du traurig, aber wenn ein paar Jahre hin sind, dann kommt das Herz in Ruhe, dann sagst du: Es ist doch besser so.“

Nun wurden damals die ersten Staroperationen gemacht, nicht von eigentlichen Ärzten, sondern von Leuten, welche man gegenwärtig als Kurpfuscher bezeichnen würde. Die beiden Mädchen standen immer am Sonnabendmarkt in der Stadt mit ihren Körben aus, und weil die Leute von dem Blinden wußten, so erzählten die ihnen, daß ein Mann in die Stadt gekommen sei, welcher den Star stechen könne. Marie bat ihre Schwester, den Verkauf eine Weile allein zu besorgen und ging zu dem Manne hin. Dieser fragte sie nach allem und sagte dann, nach der Beschreibung sei der Geliebte allerdings wieder sehend zu machen; und da sie arme Leute seien, so wolle er nicht viel für die Operation verlangen, aber zwanzig Gulden müsse er bekommen. Das Mädchen erschrak über die Höhe der Summe. Dann sagte der Mann, daß er nur noch eine Woche in der Stadt bleibe, deshalb müsse sich der Blinde schnell entschließen.

Marie hatte fünfzehn Gulden in ihrer Sparbüchse, und sie wußte, daß ihr Geliebter zwei Gulden gespart hatte. Es fehlten also noch drei Gulden.

In einer versteckten Straße der Stadt wohnte eine alte Frau, welche die vornehmen Damen vom Hofe in der Dämmerung besuchten. Sie kauften bei ihr Schönheitswasser, Schminke, auch Liebes-

tränke. Marie ging zu der Alten, löste ihr Haar und fragte, ob sie ihr drei Gulden für das Haar geben wolle. Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen über die hohe Summe und bot einen Gulden. Marie ging. Auf der Straße wurde sie zurückgerufen. Die Alte zählte ihr in allerhand kleiner Münze die drei Gulden auf. Marie zählte nach, verwarf einige Stücke und verlangte andere. Endlich war der Handel abgeschlossen. Sie setzte sich auf einen Stuhl, flocht ihre Zöpfe auf, die Alte schnitt das Haar dicht an der Wurzel ab. Marie weinte, tat das Geld in ihre Börse und ging.

Ihre Schwester erschrak, wie sie zurückkam; sie legte ihr Schweigen auf und band ein Taschentuch über den Kopf, wie die Arbeiterinnen in den Scheunen beim Dreschen tun. Zu Hause klagte sie über Kopfweh, um das Tuch zu entschuldigen. Am Abend zog sie den Blinden zur Seite. „Du mußt mir deine zwei Gulden geben“, sagte sie. Er ging an den Tischkasten, nahm das Geld aus der Schachtel und gab es ihr. Dann sagte sie ihm, daß er am anderen Tage mit ihr in die Stadt kommen müsse.

Die Schwestern gingen mit ihm zum Starstecher. Der Blinde mußte sich auf einen Stuhl setzen, der Arzt prüfte die Augen, bereitete Verbandzeug vor und gab es Marien mit der Weisung, hinter den Blinden zu treten und ihm nach den Schnitten gleich die Binde umzulegen. Dann fiel er auf die Knie und betete, die andern beteten lautlos mit zitternden Lippen sein Gebet mit. Dann erhob er sich, nahm sein Messerchen in die Hand, faßte den Kopf des jungen Mannes mit der Linken und schnitt. Der Blinde stieß einen lauten Schrei aus, Marie legte ihm von

Es gibt im Völkerleben Jahre, in denen die Entscheidung über Sein oder Nichtsein für kommende Jahrhunderte fällt.

Adolf Hitler am 7. 2. 1934 in Berlin

hinten gleich die Binde um. „Ich sehe, ich sehe“, schrie er, „es war ein Blitz, ich habe dich ganz in Feuer gesehen, Marie!“ Es war Elise gewesen, die er gesehen hatte. Die drei gingen zurück nach Hause und erzählten dem Vater alles. Er biligte ihr Tun und streichelte liebevoll Mariens Hand. Nie hatte er seine Tochter geliebt. Marie wunderte sich über die



Der Blinde stand mit wankenden Knien auf und schritt auf die Mädchen zu.

Lieblosung und den traurigen Blick des Vaters, aber sie sagte nichts.

Diese Nacht schlief die Familie wenig.

In den nächsten Tagen saßen die Liebenden viel beieinander. Der Kranke erzählte immer, wie er Marien im feurigen Glanze gesehen habe, schön wie die heilige Jungfrau. Zuweilen versuchte sie schüchtern, ihn vorzubereiten, daß er enttäuscht sein werde, wenn er sie sehe. Er lächelte nur auf ihre Reden, dann sagte er: „Du müßtest einen vornehmen Herrn heiraten, ich bin nicht wert, daß du mich nimmst.“ Sie sprach von ihrer Krankheit, von den Podennarben, den erloschenen Augen, daß sie ihr Haar nicht mehr habe. Er lächelte nur still vor sich hin. Nach zehn Tagen durfte die Binde abgenommen werden. Wieder saß er auf einem Stuhl; die beiden Schwestern standen vor ihm;

der Vater war an seiner Arbeit auf dem Schemel und hielt einen halbfertigen Korb zwischen den Knien. Langsam, mit zitternden Händen löste der junge Mann den Knoten, die Binde fiel. Er sagte: „Ah!“, stand mit wankenden Knien auf, schritt auf die Mädchen zu und umarmte Elisen. Er hatte Marien gar nicht gesehen. Elise stieß ihn zurück. Marie schrie auf; er sah sich um. „Da ist Marie!“ rief Elise, indem sie auf die Schwester zeigte. Er bezwang sein Herz, trat auf sie zu, um sie zu küssen. Etwas hielt ihn zurück, er küßte sie auf die Stirn. Sie schüttelte den Kopf und machte sich mit sanfter Bewegung frei.

„Du wirst kein Schurke werden an dem Mädchen“, rief ihm der Vater zu. „Nein!“ antwortete er und wollte ihre Hand ergreifen. Sie entzog sich ihm und ging weinend aus der Stube. Gegen Abend machte sie ihrer Schwester Vorwürfe. „Du bist zu jeder Kirchweih gegangen, ich bin zu Hause geblieben. Am Sonntag hast du dich gepudt, ich habe am Herd gestanden. Du hast dein Haar behalten, ich habe es hergegeben. Jetzt nimmst du mir meinen Bräutigam. Es gibt keine Gerechtigkeit.“ Elise weinte. „Ich habe dich aufgezogen wie eine Mutter, nun vergiffst du es mir so“, fuhr Marie fort. Plötzlich weinte auch sie. „Du hast ja keine Schuld, er ist auch unschuldig“, sagte sie. Dann küßte sie ihre Schwester auf die Stirn, und trotz der Dunkelheit machte sie sich auf den Weg in die Stadt; sie wußte eine Familie, welche ein Dienstmädchen suchte. Gegen neun Uhr abends kam sie an, klingelte und fragte, ob man sie wolle; sie wurde aleich angenommen. Nachdem sie ihren Miets-taler erhalten, kehrte sie nach Hause zurück, wo alle so ängstlich über sie waren, und erzählte, was sie getan. Die andern schwiegen. Dann legte sie die Hand ihrer Schwester in die Hand des geblinden Blinden und sagte: „Ich gebe ihn dir. Es würde nur ein Unglück, wenn er mich heiratete.“

Aus „Deutsche Geschichten.“ Von Paul Ernst. Mit Genehmigung des Verlags Albert Langen/Georg Müller, München.